

Das schwache Geschlecht

Zur Ohnmacht des männlichen (Körper-)Subjekts und seiner Gewalt.

Von Kim Posster

Nicht nur im Internet, weiß man(n): Die Welt ist ungerecht zu Männern. Die unzähligen Varianten des maskulinistischen Lamentierens über angebliche Doppelstandards spulen dabei meist die Klassiker ab: Todesraten, Militär, Leistungsdruck etc. Doch seit einigen Jahren ist ein auffälliger Neuzugang zu verzeichnen: Frauen und der Feminismus würden sexistische Schönheitsideale und die Be- und Abwertung von Körpern immer nur bei Frauen anprangern. Fragt Mann zum Beispiel beim Online-Dating Frau als erstes nach dem Gewicht, sei das ein Skandal. Aber Frauen dürften angeben, dass sie muskulöse und/oder große Männer präferieren, ohne dafür bestraft zu werden!

Es versteht sich von selbst, dass jene Männer, die in der Regel heterosexuell und cisgeschlechtlich sind, keine Verfechter der „Body Positivity“ sind oder die gesellschaftliche Grundlage von repressiven Körnernormen abschaffen wollen. Vor allem nicht jene für Frauen, die sie alles in allem richtig und wichtig finden. Was diesen Männern unerträglich ist, ist, dass sie mittlerweile ebenfalls von solchen Normen betroffen sind und Frauen diese aktiv einfordern können.

Dass Männer allgemeiner immer verunsicherter in Bezug auf ihren Körper werden, ist in der wissenschaftlichen Literatur unstrittig: „Gaben 1973 15 Prozent der Männer in einer großen Umfrage in ‚Psychology Today‘ an, mit ihrem Körper unzufrieden zu sein, so waren es 1997 in einer ähnlichen Umfrage bereits 43 Prozent.“ Heißt es in der Einleitung einer 2019 erschienenen Studie des Swiss Medical Forum, die die Zunahme von Körperbildstörungen, die sich auf Muskelmasse beziehen, untersucht. Auch bei reinen Essstörungen, die ohne das fanatische Trainieren einer sogenannten Muskeldysmorphie auskommen, haben Männer deutlich aufgeholt, auch wenn das Ausmaß ihrer Körperunzufriedenheit und entsprechender „Störungen“ nach wie vor nicht vergleichbar mit denen von Frauen ist. Zu erkunden, wie es dazu kam, kann dazu beitragen, die Ohnmacht und die daraus entstehende misogynen Gewalt des männlichen (Körper-)Subjekts heute aufzuklären.

Kopf- und Handarbeit

Wie schon in **konkret 6/20** ausgeführt, steht der Mann in der Moderne für das Allgemeine und ist damit eigentlich geschlechtslos. Vergeschlechtlicht wurde er deshalb nicht über den selbstbeherrschten Geist des bürgerlichen Subjekts, sondern durch seinen konkreten, partikularen Körper, durch den er sich als fremdbestimmtes Objekt erleben musste. Die bürgerliche Trennung von Kopf- und Handarbeit erlaubte es den Bürgern dabei, sich in selbstherrlicher Menschlichkeit zu wähnen und sich von den „proletarischen Bestien“ abzugrenzen. Diese Externalisierung ging jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts verloren, weil auch die Söhne des Bürgertums zwar nicht in der Fabrik, aber in den Kasernen massenhaft körperlich gezüchtigt und abgerichtet wurden.

Arbeit und Kampf bestimmen bis heute die Anforderungen an den männlichen Körper, weswegen Gesellschaftskritikerinnen in den Muckibuden von heute die Turnvereine und Kasernenhöfe von damals wiedererkennen. Arbeit vernutzt schließlich den Körper, den es für Staat und Kapital in Schuss zu halten gilt. Die einzige Änderung liegt im Modus: heute individualisiert als Selbstoptimierung. Nach wie vor geht es also um nichts anderes, als die elende Plackerei, die mehr denn je das ganze Leben umfasst, länger durchzuhalten. Diese funktionalistische Kritik ist nicht falsch, doch trotzdem nur die halbe Wahrheit. Gerade, wenn die vergeschlechtliche Rolle des Sports und sein Verhältnis zum instrumentellen Nutzen betrachtet werden, fällt nämlich eine eigentümliche Verkehrung auf: Das neue Muskelideal und die Angst vor körperlicher Minderwertigkeit der Männer nimmt ausgerechnet ab den siebziger Jahren so richtig Fahrt auf. Also zu einem Zeitpunkt, von dem an tatsächliche Muskelkraft für die Arbeitsprozesse rasant an Bedeutung verloren hat. Mit den Muskeln, nach denen sich die meisten Männer sehnen (in der Regel ausgesuchte Gruppen in Armen und Brust), lässt sich sowieso nicht sonderlich viel anfangen. Selbst Laien wissen, dass die Bewegungsabläufe des Bodybuilding nichts sonderlich gut trainieren außer eben das Heben von noch mehr Gewichten. Was hier hergestellt wird, ist keine Männlichkeit mehr, die über eine gesellschaftlich gültige Leistung in Arbeit und Kampf vermittelt wird, sondern nur noch ein verdoppeltes Bild von Männlichkeit „an sich“. Für die Verkörperung dieses Bildes stellen Männer ihre Leistungsfähigkeit nicht nur hinten an, sie sind auch bereit, diese komplett zu opfern. So dopt sich circa jeder 20. Mann irgendwann in seinem Leben mit anabolen Steroiden, was zahlreiche gesundheitlichen Folgen hat. Diese gehen sogar soweit, dass das symbolische Zentrum der patriarchalen Körperfunktion zerstört werden kann: Zu den Langzeitkonsequenzen des Anabolikakonsums zählen Erektionsstörungen, Libidoverlust und in schweren Fällen Sterilität. Das Streben nach maximal verkörperter Männlichkeit führt so zur Impotenz des normativ-männlichen Körpers.

Verstanden werden muss das als verzweifelter Versuch, sich noch da als männliches Subjekt zu setzen, wo die gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür eigentlich gar nicht mehr existieren. Seit den Siebziger sind die einzelnen dabei mehr denn je dazu aufgefordert, diese Voraussetzungen in sich selbst zu suchen. Eine Pflicht, die nie wirklich erfüllt werden kann. Denn es verhält sich hier so wie bei den drakonischen Maßnahmen der „Workfare“-Regimes, in denen die einzelnen beweisen müssen, dass sie prinzipiell Arbeitssubjekte sind und zwar nicht trotz, sondern gerade wegen der oft fehlenden Fähigkeit des Kapitals, sie als solche zu verwerten. Job- und Fitnesscenter haben somit sogar noch mehr miteinander gemein, als es zuerst scheint, und das männliche (Körper-)Subjekt wirkt mehr denn je als Sachbearbeiter des eigenen Humankapitals, das nicht nur seine Arbeitskraft, sondern auch sein Geschlecht verwalten und stetig steigern muss.

Ware Männlichkeit

Dass sich Männlichkeit so stark als subjektloses Bild gegen die vermeintlichen Subjekte verdinglichen konnte, hat nicht nur mit

einer Erosion ihrer gesellschaftlichen Voraussetzungen zu tun; sie unterliegt auch der immer weiter steigenden Warenförmigkeit von Geschlecht. Dabei war und ist es klassischerweise Weiblichkeit, die Waren verkaufen und selbst als Ware verkauft werden soll, weil sie im Patriarchat nicht für sich, sondern für anderes hergestellt wird. Ähnliches, obschon in sehr viel kleinerem Maße, lässt sich mittlerweile bei Männlichkeit beobachten: vom klassischen Malboro-Mann der Fünziger, der noch Cowboyhut und Pferd in der Wüste brauchte, um männliches Sexappeal als Verkaufsargument zu platzieren, bis zu heutigen Werbespots, die der geneigten Käuferin zum Salatdressing direkt ein nacktes Stück Männerkörper anbietet. Männlichkeit wird darüber aber nicht nur verkauft, sondern ebenso käuflich. Dass die Krafträume vieler Fitnessstudios weniger mit Leistungssport als mit Beauty Farmen zu tun haben, zeigt sich, wenn man die enorme Palette an Produkten bedenkt, die abseits von Statussymbolen der Macht und des Reichtums nur noch Männlichkeit in Reinform herstellen sollen. Auch hier geht es immer körperlicher zu. Die Einführung eigener Männerregale und -Abteilungen in Drogeriemärkten ist nur die Spitze einer sich immer weiter ausbauenden Männerschönheitsindustrie, die beim Bartwachs anfängt und bei Make Up endet - das aber keinesfalls so genannt werden darf! Begriffe wie „Guyliner“ und „Manscara“ verweisen auf das enorme Unbehagen und Abgrenzungsbedürfnis zu Frauen. Denn Privatkonsum und Künstlichkeit gelten in der Moderne als weiblich und damit verachtenswert, weil sich das Selbst dort nicht als tatkräftiges Subjekt setzt, sondern sich scheinbar nur als Objekt gestaltet. Das Ressentiment dagegen, mit dem sich ganze Kultfilme wie „Fight Club“ füllen lassen, muss mit bodenständiger Authentizität eingehegt werden. Von Pappschachteln in Burgerläden, deren aufgedrucktes Muster rustikales Holz imitiert über das passende Flanelldhemd bis zu dem im Barbershop getrimmten Rauschebart wird eine Unverfälschtheit vorgegeben, die man doch eigentlich längst verloren weiß und sie deshalb nur noch pseudonostalgisch aus einer mythischen Vergangenheit herbeizitiert. Dieser Privatkonsum dient natürlich auch der sozialen Distinktion, doch die Entwicklung ist trotzdem klassenübergreifend: Wenn die Bürgersöhne von heute prekarisierte und/oder migrantische Männer belächeln, die sich hypermaskulin aufplustern, um ihre gesellschaftliche Marginalisierung zu kaschieren, steckt darin zwar immer noch die alte Abgrenzung, aber mindestens genausoviel Identifikation und Bewunderung. Als Hinweis mag der übergreifende Erfolg der Rap-Industrie dienen, die schon lange nicht mehr nur männliche Aufstiegserzählungen in Musik verpackt, sondern auch die klassischen Inhalte von Frauenmagazinen (Boulevard, Selbsthilfe, Shopping) maskulin aufbereitet. Die erfolgreichsten Künstler des Genres, wie Kollegah, sind sowieso am Puls der Zeit. Bei ihnen ist die Musik nur noch das Vehikel für das eigentliche Geschäft: den Vertrieb von Mode, Parfüm und Fitnessprogrammen.

Von Sport zu Mord

Männlichkeit an sich selbst herstellen zu müssen und sich trotzdem nie ganz selbst zu gehören, bleibt trotz alledem eine Kränkung für das männliche Subjekt. (Lustvoll) Objekt für anderes zu sein, wi-

derspricht seinem Souveränitätsanspruch nun mal fundamental. Der einzige Ausweg war deshalb stets die Identifikation mit der objektivierenden Instanz. Beim Aufgehen im Volkskörper oder der Dauershow als „Self-Made-Man“ mag das noch funktionieren. Gegenüber Frauen wird es jedoch vollkommen undenkbar. Denn normalerweise rationalisiert das männliche Subjekt weibliche Lust und Begehren als Reaktion auf die eigene Handlung. Frauen begehren in dieser Phantasie nie aktiv, sondern werden lediglich überzeugt beziehungsweise in der Sprache des Krieges erobert. Um diese Vorstellung aufrecht zu erhalten, braucht es jedoch immer mehr Verleugnung, weil Beziehungen und Sex nicht mehr ausschließlich über Macht, ökonomische Notwendigkeit und soziale Homogenität, sondern auch über Attraktivität vermittelt werden. Diese wirken auch immer weniger direkt, sondern als Faktoren auf den postmodernen Beziehungsmärkten, auf denen auch Männer sich und ihr verdinglichtes Bild feilbieten müssen. Frauen dürfen hier mittlerweile ebenfalls aktiv bewerten und selektieren, weil sie nicht mehr nur Produzentinnen, sondern auch Konsumentinnen des objektivierten Geschlechts geworden sind. Da graust es Männern, die gewohnt sind, Frauen nach Punkteskalen von eins bis zehn zu sortieren, plötzlich, wenn Frauen einmal laut sagen, dass ihnen ein Mann unter 1,80 Meter nicht ins Haus kommt. Die grundsätzliche Verachtung für Frauen, die im männlichen Subjekt schon immer angelegt ist, weil es Weiblichkeit begehrt und braucht, um männlich zu sein, und gleichzeitig beansprucht, vollkommen autonom zu bleiben, wird hier noch mal auf die Spitze getrieben. Denn in dem Moment, in dem Frauen nicht mehr als schmeichelnde Spiegel für das männliche Ego zur Verfügung stehen, drohen sie zur ständigen Quelle der Beschämung zu werden. Die paranoide Angst des männlichen Subjekts, sich trotz aller Bemühungen doch nie selbst zu gehören, wird ihm so ganz unmittelbar bewusst. Doch statt die Grundlage dieses Leiden am Geschlecht zu hinterfragen oder es sogar für sich und andere abschaffen zu wollen, schließen viele Männer von ihrer demütigenden Ohnmacht auf eine böartige Übermacht der Frauen.

Sie sollen es sein, die Männer von kernigen Helden in gepuderte Schwächlinge verwandelt haben, während sie gleichzeitig die einzige Quelle der unmöglich zu erreichenden Männlichkeitsanforderungen sind. Die „Notwehr“, um aus dieser Selbstviktimsierung zu entkommen, ist die Auslöschung von Frauen als Subjekt. Pick-up-Artists und andere Männercoaches bauen mittlerweile ganze Industrien auf der Befriedigung dieses Bedürfnisses auf. Um das alte Verhältnis der Eroberung wiederherzustellen, wird nicht nur die Arbeit an sich selbst propagiert. Auch die explizite Empfehlung von sexueller Dominanz und Übergriffigkeit gehört oft zum Programm.

Wie konkret der Wunsch nach Auslöschung werden kann und welche zentrale Rolle der männliche Körper dabei spielt, beweisen wiederum die sogenannten Incels (Involuntary Celibates, zu Deutsch: unfreiwillig im Zölibat Lebende), deren Ideologie in Deutschland vor allem durch die Recherchen und Analysen von Veronika Kracher an die Öffentlichkeit gekommen ist (siehe **konkret 6/18**).

In dieser Onlinecommunity, die schon mehrere misogynen Attentäter hervorgebracht hat (der letzte tötete eine Frau im Februar und verletzte eine andere schwer), zeigt sich das aktuelle männliche Kör-

persubjekt im Zustand der maximalen Identifikation mit seiner Ohnmacht: Für Incels ist alles, was Männlichkeit in bürgerlichen Verhältnissen herstellen und garantieren soll, eine zynische Lüge. Der bürgerliche Idealtyp der Nachkriegszeit mit Haus, Auto und Gattin gilt ihnen als „Beta Cuck“, als gehörntes Weichei, dass sich von Frauen materiell aussaugen lässt, während sie hinter seinem Rücken mit „echten Männern“ Sex haben. Selbst Pick-up-Artists und andere Maskulinisten werden in der Incel-Ideologie abgelehnt, weil kein Maß an Arbeit, auch nicht jene, die an sich selbst verrichtet wird, ausreichen soll, um sich als Mann herzustellen. Zumindest, wenn die körperliche Substanz ungenügend ist.

Denn Incels sehen sich nicht wegen ihres Charakters, ihres Auftretens oder ihres sozialen Status zur Sexlosigkeit verurteilt, sondern ausschließlich wegen ihres Körpers: Ihre Handgelenke sind zu klein, das Kinn zu rund oder die Beine zu kurz. Frauen, die allein an diesem Zustand Schuld sein sollen, bevorzugen eben „Chads“, richtige Männer mit männlicher Knochenstruktur und Muskelmasse. So glauben selbst Incels noch an eine „echte Männlichkeit“, doch diese hat sich seit ihrer Entstehung in der Moderne ganz und gar verkehrt. Der Bürger als „allgemeiner Mensch“ verwirklichte sie noch wie nebenbei in Selbstbestimmung und Tat. Der Bürger als Mann musste ihr schon immer mehr hinterherlaufen, indem er sie als verdinglichtes Bild am eigenen Körper zu verdoppelten suchte. Der Mann als „Chad“ ist aber nur noch das Resultat von Schicksal und Genen. Dass die meisten Mitglieder dieses Kults der jungen, weißen Mittelschicht entspringen, unterstreicht dabei noch mal, dass es hier nicht um gesellschaftliche Verlierer geht, sondern um jene, denen vom Anspruch her die Welt offen stehen soll und die gerade deshalb zutiefst verbittert sind. Der konsequente Ausweg und die schreckliche Praxis der Incels wird so der erweiterte Suizid: die Tötung ihres wertlosen Ichs und möglichst vieler Frauen, denen sie ihr Schicksal vorwerfen.

Was bei Incels Begeisterung und bis in die bürgerliche Presse Verständnis erfährt, ruft bei allen anderen Fassungslosigkeit, Wut und Erschrecken hervor. Deshalb irritiert es umso mehr, wenn (linke) Männer Incels als Opfer und Loser belächeln, wobei sie durchblicken lassen, dass sie verstanden haben, dass Frauen nicht auf Misogynie, sondern auf Respekt stehen. Diese und alle anderen Männer sollten den Gedanken an sich heranlassen, dass sie mehr mit diesen „Opfern“ gemein haben, als ihnen lieb sein kann. Denn einiges spricht dafür, dass sich Incels nicht als die Freaks der aktuellen Männlichkeit erweisen könnten, sondern als ihre Avantgarde.

Kim Posster verlässt sich was Beauty Tipps angeht auf seine Tantenmutter Kuku Schrapnell